

(Nachdruck verboten.)

58]

## Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Als der Junge die Arena verließ, erschien der Vater an der Spitze einer lärmenden Schar Straßenjungen. Er hatte alle aufgetrommelt, die in der Umgebung der Arena herumlungerten, ferner alle, die die Wachsamkeit der Türsteher getäuscht und sich hineingeschmuggelt hatten. In seinen Geschäften war der Schenkwirt solid; 50 Centimes sollte jeder bekommen, dafür aber waren sie verpflichtet, mit Aufgebot ihrer ganzen Dungenkraft und bis zum Heiserwerden zu schreien: „Es lebe Manitas!“ und den glorreichen Novillero auf die Schultern zu heben, sobald er aus dem Ring herausgetreten war.

Manitas, noch zitternd von den soeben überstandenen Gefahren, sah sich umdrängt, gestoßen, geschoben, in die Höhe gehoben von dem schreienden Gesindel, und in dieser Weise wurde er im Triumph von der Arena weg nach den Ventas getragen, ans Ende der Calle de Alcalá, mit neugierigen Blicken verfolgt von den Reuten, die in den Straßenbahnwagen fuhren.

Der Vater marschierte den dicken Knüppel unterm Arm stolz und zufrieden mit dem Zug. Er tat, als ob ihn die Begeisterung nichts anginge, aber wenn das Vivatgeschrei nachließ, vergaß er jede Vorsicht, lief zur Spitze der Gruppe und schrie mit der Wut eines Schwärzers, der für sein gutes Geld schlechte Ware erhält: „Viva, viva Manitas!“ Und die Ovation schwoll wieder an mit tobendem Gebrüll.

Schon viele Monate waren seitdem vergangen, und der Wirt erinnerte sich gern noch des großen Ereignisses.

„Denken Sie sich mal, Senor Juan, auf den Schultern getragen brachte man ihn mir nach Haus, gerade so wie man Sie vielmals getragen, wenn ich mir den Vergleich gestatten darf. Sie sehen also, daß der Junge Gutes verspricht. Es fehlt ihm nur ein Beschützer. Ach, wenn Sie ihm doch unter die Arme greifen wollten.“

Und Gallardo vertröstete ihn, um den zudringlichen Menschen loszuwerden, mit undeutlichen Versprechungen: vielleicht daß er die Leitung der Novillada übernehmen werde. Er würde ihm schon später Bescheid geben; bis zum Winter hatte es ja noch Zeit.

Eines Spätnachmittags, als der Espada von der Puerta del Sol in die Calle de Alcalá einbog, prallte er plötzlich vor Ueberraschung einige Schritte zurück. Vor dem Hotel de Paris hielt eine Kutsche, und ihr entstieg eine blonde Dame. — Donna Sol! Ein Herr, allem Anschein nach ein Ausländer, reichte ihr die Hand, war ihr beim Aussteigen behilflich und entfernte sich lächelnd, nachdem er sich mit wenigen Worten verabschiedet hatte, während sie ins Hotel eintrat.

Es war unbedingt Donna Sol. Gallardo zweifelte keinen Augenblick daran. Ebensovienig war er sich im unklaren über die Art des Verhältnisses, in welchem sie zu jenem Ausländer stand, nachdem er die getauschten Blicke und sein Lächeln beim Abschiednehmen beobachtet hatte.

Ja, so hatte sie auch ihn angesehen, so lächelte er ihr zu in jenen glückseligen Zeiten, da sie selbstweit hinausritten ins einsame, von dem milden Burburschein der untergehenden Sonne beleuchtete Gefild. Verflucht nochmal!

In schlechter Laune verbrachte er den Abend mit einigen Freunden. Darauf schlief er schlecht, indem vor seinem Auge immer wieder Szenen aus der Vergangenheit auftauchten. Als er aufstand, drang durch das Fenster das trübe graue Licht des Tages herein; es regnete, und ab und zu fielen auch Schneeflocken. Alles war dunkel, der Himmel, die Mauern der Häuser ihm gegenüber, die tropfenden Dachvorsprünge, das kotige Straßenpflaster, die feuchtglänzenden Dächer der Regenschirme, die wogenden Wölbungen der Regenschirme.

Elf Uhr. Wenn er jetzt Donna Sol besucht? Warum auch nicht? In der vergangenen Nacht hatte er diesen Plan mit einer Wut verworfen. Das hieße sich erniedrigen. Sie war von ihm geloben, ohne jedwede Erklärung, und später, als sie ihn in Todesgefahr wußte, hatte sie sich kaum nach

ihm erkundigt. Ein einfaches Telegramm, im ersten Augenblick, und dann nichts mehr; nicht einmal ein kurzes Briefchen, einige Zeilen, sie, die so leicht ihren Freunden zu schreiben wußte. Nein, er wollte sie nicht besuchen. Seine Manneswürde gestattete ihm das nicht.

Am nächsten Morgen aber schien sein Wille sich im Schlaf erweicht zu haben. Warum nicht? fragte er sich wieder. Er wollte sie noch einmal wiedersehen. Für ihn war sie nun einmal das einzige Weib unter allen, die er gekannt hatte; sie zog ihn mit einer Kraft zu sich hin, die ganz verschieden war von dem Gefühl, das er für andere hegte. „Sie hat's mir angetan“, murmelte er, indem er sich seine Schwäche gestand. . . . Ach, wie schmerzlich hatte er die jähe Trennung empfunden!

Die fürchterliche Verwundung in der Arena zu Sevilla hatte mit der Wucht des physischen Schmerzes seinen Liebesgram verschüttet. Die schwere Krankheit und dann später die Versöhnung mit Carmen während der Genesung hatten ihn sein Unglück vergessen lassen. Aber jetzt blutete die Wunde in seinem Herzen wieder von neuem. Er hatte sich bemüht, die Erinnerung an die Vergangenheit zu verwischen, aber der allergeringfügigste Umstand, das Passieren eines Weges, auf dem er mit der schönen Amazone zusammengewirrt war, der Verkehr mit den Herren, die ihre Verwandten waren, die Begegnung mit einer blonden Dame auf der Straße, alles führte ihm das Bild von Donna Sol vor Augen. O, diese Frau! Wie sie würde er niemals eine finden. Als er sie verlor, hatte seine ganze Existenz einen Riß bekommen. Er war nicht mehr er selbst. Er kam sich vor wie einige Stufen in der allgemeinen Achtung gesunken. Er schrieb sogar die Mißerfolge in der Ausübung seines Berufes nur ihrer Untreue zu. Als sie noch sein war, fühlte er sich tapferer; aber als sie damals von ihm ging, begann auch das Glück ihm den Rücken zu kehren.kehrte sie zu ihm zurück, dann würde sicher auch sein Ruhm wieder ausblühen. Sein Herz, abwechselnd gehoben und niedergedrückt von den Vorspiegelungen des Aberglaubens, klammerte sich an diese Hoffnung.

Vielleicht war dieser Wunsch, sie zu besuchen, eine göttliche Eingebung, vergleichbar mit denen, die ihm so oft das Leben in der Arena gerettet. Er besaß ein großes Selbstvertrauen. Seine leichten Erfolge bei anderen Weibern, denen sein Torerosstium imponierte, ließen ihn an einen unwiderstehlichen Zauber seiner Person glauben. Es könnte doch eintreffen, daß Donna Sol nach einer langen Abwesenheit. . . . wer weiß? Das erstemal, als sie sich allein antrafen, war es doch so gewesen.

Gallardo war seines guten Sternes sicher. Mit der anmaßenden Zuversicht eines an Frauengunst gewöhnten Mannes, der nur hinzublicken braucht, um erhöht zu werden, machte er sich auf den Weg zum Hotel de Paris, das unweit von dem seinen lag.

Mehr als eine halbe Stunde mußte er unten auf einem Sofa, unter den neugierigen Blicken der Angestellten und Gäste warten, die auf ihn aufmerksam wurden, als sie seinen Namen hörten.

Endlich kam ein Diener und bat ihn, den Aufzug zu benutzen. Er begleitete ihn in einen kleinen Salon im ersten Stock, durch dessen Fenster man die Puerta del Sol sah, mit den schwarzen Dächern der hohen Häuser. Ein Strom von Passanten mit aufgespannten Regenschirmen machte die Bürgersteige unsichtbar; über den blinkenden Asphalt jagten die Fuhrwerke dahin, vom Regen gepeitscht, und die sich nach allen Richtungen hin kreuzenden Straßenbahnwagen ließen in einem fort ihre Klingelzeichen ertönen, um die unter den Schirmen tauben Fußgänger zu warnen.

Eine Tapetentüre wurde geöffnet, und in ihr erschien Donna Sol. Ein leises Rauschen von Seide, und der Wohlgeruch ihres Körpers, der in sommerlicher Reife seine Reize entfaltete, kündigten ihr Erscheinen an. Gallardo verschlang sie mit den Augen und maß sie mit den Kennerblicken, die keine Einzelheit übersahen. Ganz so wie in Sevilla! Vielleicht noch schöner und verführerischer nach so langer Abwesenheit.

Mit eleganter Nachlässigkeit trug sie eine fremdländische Tunika mit seltsamen Schmuckstücken, genau so wie sie bei seinem ersten Besuch in Sevilla aufgetreten war. Die Füßchen

staken in goldbesetzten Pantöffelchen, die verführerisch auf den Beinen schaukelten. Sie reichte ihm die Hand und lächelte kühlfreundlich.

„Wie geht es Ihnen, Gallardo? Ich wußte, daß Sie in Madrid waren, ich habe Sie schon gesehen.“

Sie! . . . Also sie duzte ihn nicht mehr! Dies brachte den Espada zur Verzweiflung. Er wollte eine Art Sklave sein, nur durch die Liebe in ihre Arme emporgezogen, und sah sich nun mit kühler Höflichkeit behandelt, wie man sie einem gewöhnlichen Bekannten entgegenbringt.

Sie erzählte ihm, daß sie ihn in dem einzigen Stiergefecht, wo er in Madrid aufgetreten, gesehen hatte. Sie sei mit einem Ausländer hingegangen, der das Typische und Charakteristische Spaniens kennen lernen wollte, einem Freunde, der sie auf Reisen begleite, aber in einem andern Hotel wohne.

Gallardo nickte bejahend dazu; er kannte jenen Ausländer, den er mit ihr zusammen gesehen hatte.

Sie verblieben beide in langem Schweigen; keiner wußte etwas zu sagen. Endlich brachte Donna Sol das Gespräch wieder in Gang.

Sie finde den Matador bei gutem Aussehen und erinnere sich dunkel eines schweren Unfalls, der ihm zugestoßen. Sie sei gewiß, daß sie ihm deswegen nach Sevilla telegraphiert habe, um zu erfahren, wie es ihm ging. Mit dem Leben, das sie führe, diesem ewigen Wechsel der Aufenthaltsorte und den neuen Bekanntschaften verwirren sich ihre Erinnerungen so leicht . . . Aber jetzt sehe er aus wie früher, und bei seinem letzten Auftreten habe sie ihn stark und mutig gefunden, aber ein wenig unglücklich. Sie verstehe allerdings nicht viel von Stiergefechten . . . Sei jene Verwundung eigentlich von Bedeutung gewesen?

Gallardo war empört über die Gleichgültigkeit, mit der sie diese Frage stellte. Und er hatte in jener Zeit, als er zwischen Leben und Tod schwebte, nur an sie gedacht! Verbittert erzählte er ihr in etwas barschem Ton von der Verwundung und der langamen Genesung, die den ganzen Winter hindurch gedauert hatte. Sie hörte mit Interesse zu, aber aus ihren Augen blickte die Teilnahmslosigkeit. Das Mißgeschick dieses Mannes ließ sie kalt. Es waren schließlich Unfälle, wie sie sein Beruf mit sich brachte und ihn allein interessieren konnten.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Sara.

Die Geschichte einer Liebe.

Von Johan Sjoldborg. — Verehrte Uebersetzung aus dem Dänischen von Laura Helbt.

Aber nun steht Ellen auf, um sich zu verabschieden, und Sara eilt in die Küche hinein. Von dort aus sieht sie nach einer Weile, daß Anders Ellen zum Tore hinausbegleitet. Und da fährt sie durch das Brauhaus, vorbei an Fässern und Wannen und zur Tür hinaus, ohne nach links oder rechts zu sehen, wie angezogen von einem heimlichen Magnet.

Es ist trübes Wetter, und sie sieht die beiden wie Schatten in der dicken Luft verschwinden. Sie folgt ihnen in bestimmtem Abstande, aber so, daß sie sie während der ganzen Zeit sehen kann. Nicht einen Augenblick läßt sie sie aus den Augen; ihr Blick ist starr auf die beiden gerichtet, wie sie sich bewegen und wie dicht sie zusammengehen. Sie beugt den Kopf vornüber, als wirke der Magnet durch den Blick. Die Füße kümmern sie nicht; sie gehen von selber über Stock und Stein und gepflügtes Land.

Die beiden kommen an einen kleinen Graben, eigentlich nur eine tiefe Furche; am besten überschreitet sie jeder für sich, aber Anders hebt Ellen hinüber; das ist gar nicht notwendig. Die beiden Schatten gleiten in einer Umarmung ineinander, und als sie drüben sind, bleiben sie so stehen, dicht aneinander geschmiegt.

Da spürt Sara einen heftigen Schmerz in ihren Herzen. Sie hat sich währenddem in eine Furche gelegt, um nicht gesehen zu werden.

O — wie das schmerzt, an einer Stelle, wo sie noch nie vorher einen Schmerz gespürt hat, so tief und so weit drinnen in ihrer Brust.

Sie läßt die beiden nicht aus den Augen. Sie legt sich hin, duckt sich, steht auf, ohne selber etwas davon zu wissen, und ohne den Blick von ihnen zu wenden.

Sie gehen weiter, Hand in Hand.

— — — So, genau so, gingen sie und Anders diesen Sommer auch, wenn sie von der Schilfstoje heimkehrten.

Wie falsch er doch im Grunde war! Wie wollte sie morgen mit ihm reden! Ihn so recht sein eigenes Bild vorhalten! — Sie ist sehr zornig

Aber es hält nicht lange an. Dies hier lag jenseits allen Zornes, war viel ernsthafter. Wenn das Feld verrodnet, wird man nicht böse; man grämt sich darüber, daß kein Leben mehr darin ist, daß es welken muß, weil es gar nicht anders sein kann.

Die beiden dort, die sich an der Hand hielten, waren glücklich, ihnen war alles Keimen und Sprossen.

Sara zürnt nicht. Sie liebt ihn, sie fühlt, daß sie ihn noch nie so innig geliebt hat wie jetzt, wo er dort fern von ihr geht mit der Hand einer anderen in der seinen.

Aber es tat so weh, so weh. Es war so furchtbar traurig.

Die beiden Schatten vor ihr stehen still und fließen abermals ineinander.

Und Sara läßt die Augen nicht von ihnen. Es liegt gleichsam eine Art Genugtuung darin, den Kelch bis zum letzten bitteren Tropfen zu leeren.

Sie durchqueren einen Kartoffelacker und sind ganz dicht an Badgaard. Sara hält sich so weit wie möglich im Hintergrunde.

In der weißen Siebelwand des Badgaarder Gebäudes ist eine Tür. Sie hört, wie diese leise geöffnet wird, und sie sieht sie beide dort hineingehen. Und dann hört sie die Tür ins Schloß fallen.

Im selben Augenblick weiß Sara, daß sie diesen Laut ihr Leben lang höre, sollte sie auch noch so alt werden.

Sie schleicht mehrere Stunden lang um die Badgaarder Gebäude herum, aber es ist nichts zu hören und nirgends ein Lichtschein zu erblicken.

Und nachdem sie lange genug dagestanden und die Tür in dem weißen Siebel angestarrt hat, kehrt sie um. Sie ist wie erstarrt, und gleich einer Schlafwandlerin schreitet sie heim. Sie legt sich aufs Bett, aber sie schläft nicht. Es ist, als atme sie nicht; ihre Seele ist nicht gegenwärtig. Den ganzen Abend erlebt sie in Gedanken noch einmal von Anfang bis zu Ende, alles, was sie gesehen und gehört hat. Sie beeilt sich nicht.

Und wenn sie damit fertig ist, fängt sie wieder von vorne an.

Sie hört wohl jemand draußen gehen im Flur; aber es sieht sie nicht an; sie ist nur da für ihre eigenen Gedanken.

Als Maren in ihrer Kammer steht mit einem Lichte in der Hand, blickt sie sie wohl an, aber das ist auch alles. Und so schrecklich sieht sie aus, so unglücklich ist ihr Blick, daß Maren, die Wiesenhofbäuerin, dieses starke Weib, sich rückwärts zur Tür hinauschiebt, ohne ein Wort zu sagen.

Sara beginnt von neuem die Begebenheiten des Abends durchzudenken, und sie verweilt bei jeder Einzelheit, bis sie begreift, daß alles Wirklichkeit ist.

Aber sie weint nicht. Dazu fehlt der Kummer viel zu tief drinnen. Einmal wird es wohl noch kommen.

Sie steht auf und begibt sich an ihre Tagesarbeit, ohne ein Auge geschlossen zu haben.

Als sie im Laufe des Vormittags Anders sieht, geht sie auf ihn zu und fragt:

„Wo warst du gestern abend?“

„Oh — ich begleitete Ellen Badgaard heim!“ antwortet er und tut ganz gleichgültig.

Aber nachdem er gesehen hat, wie Sara aussieht, und sie ihm sagt, daß sie alles weiß, errödet er und sieht sie tiefbetrübt an.

Es liegt so viel Wärme in seinem Blick, scheint ihr, und in ihrem Innern jubelt es:

„Er liebt mich trotz alledem!“

In diesem Augenblick ruft Maren, die Wiesenhofbäuerin, sie herein.

11.

Es ist wiederum der erste November, wieder ein paar Stunden lang Festtag für Jakob und Dorte in dem alten Weidenhäuschen, das so geduldig da drinnen in den Bergen liegt.

Klein und groß hat sich verabschiedet und auf den Fußsteigen verschiedener Richtung verschwunden, jeder dorthin, wo er in Stellung ist. Sara ist die letzte; sie ist erst spät gekommen.

„Ach ja,“ sagt Jakob und wischt den braunen Saft ab, der sich gerne in den Mundwinkeln festsetzen will. „Es geht ihnen ja allen gut, Gott sei Dank. Das ist das Beste von allem.“

„Ja, noch keiner von ihnen hat uns Kummer gemacht. —“ Dorte schlägt mit dem Knöchel drei Schläge unter der Tischplatte: ein kleiner Appell an die geheimnisvollen Mächte des Lebens, falls sie zu viel gesagt haben sollte. Sie weiß nur allzu gut, daß namentlich arme Leute demütig sein sollen.

„Und nun hat Peter dreihundertundfünfzig in der Sparkasse, he, he!“ lacht Jakob leise.

„Ja, es ist unglaublich, wie er es versteht, der Durche!“

„Nun, Sarahen,“ Jakob laut an seinem Tabak herum, „Du wirst wohl auf dem Wiesenhofe bleiben, kann ich mir denken. Das ist ja ein netter Platz, und wir haben gehört, daß Du auch dann und wann 'mal mitkommst zu etwas Besserem, und darüber sind wir natürlich sehr froh.“

„Das ist aber noch kein Grund, hochmütig zu werden!“ bemerkt Dorte. „Mir scheint, Du bist so still.“

„Ach was, Mutter, sie wird ja nun auch immer älter. Mir scheint wirklich, Sara sieht jetzt so vernünftig aus,“ sagt Jakob und lächelt der Tochter voll Herzensgüte zu.

„Ist der Sohn noch immer ebenso nett?“ fragt die Mutter.

„Jawohl,“ antwortet Sara, „übrigens soll er in den nächsten Tagen auf die landwirtschaftliche Schule!“

„So — so, das soll er. Ja, solche Leute haben's ja dazu!“

Es ist noch Dämmerstunde. Aber das Licht brennt, und Dortz sagt, daß sie noch schnell ein Täschchen Kaffee haben wollen

Nachdem dieser getrunken ist, geht Sara.

„Leb wohl, mein Kind,“ Jakob drückt ihre Hand, „und hab' Dank. Ja, Deine Mutter und ich sind jetzt alt, und wir sind arm und verbraucht; aber es ist so hübsch, wenn ihr heimkommt zu uns. Und so wie Ihr Euch alle herausmacht! — Ja, unsere Kinder sind unser Stolz!“

Jakob ist bewegt, als er so spricht. Und Sara blickt ihren Vater so liebevoll an, daß er ein großes Verlangen danach hat, sie zu lieben.

Aber Jakob will nicht närrisch sein.

Die Mutter küßt sie zum Abschied.

Noch einmal sagt Jakob mit dem herzlichen Ton, der seiner Stimme eigen ist: „Leb wohl, Erachen!“

Sie hört es noch draußen, und der Klang dieser Worte liegt ihr noch in den Ohren, während sie die Höhen ersteigt. Es ist, als brächen die Klänge dieses Abschiedswortes andere Töne in ihr zum Klingen, weiche, heimatliche Töne, die aus den Dunkel ringsumher herbeirufen, Töne, die ihr folgen auf ihrem Wege.

Und doch ist ihr, als müßte sie weinen.

Auf der Bergtuppe blickt sie sich um nach dem einsamen, friedlichen Schein aus den Fenstern des Weidenhäuschens.

Und dann wendet sie sich vorwärts dem Leben zu, diesem Leben, dem ihre jungen Füße sie entgegentragen.

Die Wolken schwellen an, und im Südwesten liegen schräg herabfallend einige Wolkenschichten wie dunkle Balken in der unruhigen Luft. Einzelne Sterne sind sichtbar.

(Fortsetzung folgt.)

## Belgische Städtebilder.

II. Löwen.

Man weiß, was es mit dem Merkantilismus in Belgien auf sich hat. Nirgends, auch in Spanien nicht, kommen so viel Priester, Mönche und Nonnen, so viel Bischofsstühle, Abteien und Klöster, geistliche Schulen und Anstalten, ja selbst geistliche Geschäftsunternehmungen auf eine verhältnismäßig geringe Volkszahl, und nirgends ist es dem Merkantilismus bis jetzt gelungen, außer eben in Belgien, dem Staat sein erstes Recht, seine vornehmste Pflicht, die Erziehung seiner Kinder vorzunehmen. Ein reiches, uraltes Kulturland, von der Natur begünstigt wie kaum ein zweites in Europa, ohne Staatschule, mit einer Anzahl von Analphabeten, mit Volksschichten, die völlig verwildert und infolge ihrer untermenschen Unwissenheit tierisch roh und im Zusammenhange damit erschreckend veralkoholisiert sind.

Run ist es höchst lehrreich zu beobachten, wie diese Entwicklung historisch vor sich gegangen ist, wie nämlich die katholische Kirche als die bestorganisierte kapitalistische Macht über die unerhört reichen und kulturgelegneten, aber unter einander eifersüchtigen und uneinigigen flandrischen Gemeinwesen gekommen ist, wenigstens solange die modernen Nachmittel Hollands und Englands, der weltumspannende überseeische Handel (der nach Amerika vor allem) nicht vorhanden war. Spanien hätte es im 16. Jahrhundert nicht wagen können, eine derart schamlose Räuberpolitik in den niederländischen Provinzen zu treiben, die doch so weit vom Mutterlande getrennt waren und außerdem von jeher in der französischen Interessensphäre lagen, hätte ihm nicht Rom den Rücken gesteuert. Genug, Rom eroberte mit spanischen Armeen die Südniederlande, als sie durch die große Verschiebung des Welt Handels vom Orient nach Amerika ökonomisch aus dem Gleichgewicht gekommen waren, und behielt die Beute bis auf den heutigen Tag in den Klauen.

Eine halbe Stunde Eisenbahnfahrt von Brüssel weg liegen die Zwingsburgen der eroberten Kirche, Mecheln und Löwen. Ihrer beider Schicksal ist für das des Landes überhaupt typisch. Bis ins 15. Jahrhundert hinein Großstädte der altflämischen Tuchindustrie mit an die 200 000 Einwohner, sind beide heute nur noch arme, tote Nester, von 40 000 bis 50 000 Menschen bevölkert, deren Habe zum größten Teil den Klöstern, Seminaren und sogenannten „Wohltätigkeitsinstituten“ gehört.

Es läßt sich kaum etwas Elenderes, Schmutzigeres und Niederdrückenderes vorstellen, als das einst so schöne, reiche und stolze Löwen. Hier hatte 1463 De Layens sein Rathaus zu bauen begonnen, das das schönste in den Niederlanden geworden ist, wundervoll reich und zierlich und doch noch rein und kraftvoll und groß in den Linien, ein wahres Schatzkästlein. Im Innern hatte Diert Vonts, der eigenartige holländische Meister, der der flämischen Malerei in der Landschafts- und namentlich Lichtbeobachtung neues Land eroberte, als Sinnbild der weltlichen Gerechtigkeit die Legende von dem römischen Kaiser Otto und seiner aus Heimtücke der Untrene bezichtigten Gemahlin gemalt. Die Bilder sind herausgerissen worden von dem Platz, für den sie ausdrücklich bestimmt waren, und hängen, zwischen andere gestopft, wirkungslos im Brüsseler Museum, und der altberühmte Wunderbau wird seit Jahren restauriert und nach sieben bis acht weiteren Jahren so gründlich restauriert werden, daß sein ursprünglicher Reiz so ziemlich zum Teufel gehen dürfte. Der bis jetzt fertiggestellte Teil läßt wenigstens das schlimmste befürchten. Man hat

alle Nischen mit schlechten modernen Statuen gefüllt, die aus den feinen Linien der Architektur aufs empfindlichste herausfallen.

Wie Belgien mit diesen alten Denkmälern umgeht, das läßt sich überhaupt kaum beschreiben. Erst läßt man alles aufs jämmerlichste verderben und verfallen, so etwa wie die große gotische Kollegiatkirche von St. Peter, dem Rathaus gegenüber, dann kommt es den Herren mit einem Mal bei, daß man so einen Bau aus dem Mittelalter, dem zu Liebe die Fremden weiß Gott woher reisen, doch nicht ganz dürfe zu Grunde gehen lassen, und nun wird schleunigst restauriert, daß nur so die Späne fliegen. Was mit diesen Zwangsrestaurationen, als der Folge einer fehlenden systematischen Denkmalspflege, d. h. Denkmalsunterhaltung, allein in Brügge verhungt worden ist, läßt sich in der Eile gar nicht erzählen. Ein Beispiel noch aus Löwen: am Chor der Peterskirche hat man mit dem Restaurieren den Anfang gemacht — im großen und ganzen gleicht die Kirche mehr einem Schutthaufen als einer Architektur. Wie an allen flandrischen Marktplätzen, so war auch hier der Chor mit kleinen Häuschen umgeben. Das gibt immer eine gute Wirkung, wenn der gotische Bau, durch den Gegensatz der kleinen Umgebung doppelt groß und mächtig, so machvoll herausstrebt. Außerdem wurde durch die Anbauten der letzte untere Teil des konstruktiven Mauerwerks verdeckt. Und besonders wichtig waren diese angebauten Häuschen am Chor der Peterskirche, weil die Straße vom Bahnhof her direkt auf ihn zuführt und man von der ganzen Kirche zunächst nichts anderes sieht. Die Alten hatten ein feines architektonisches Anstandsgefühl, das ihnen verbot, das Hinterteil eines Domes nackt den Blicken preiszugeben. Die Restauratoren hingegen setzten eben darin ihren Ehrgeiz. Ein Beispiel für eine ähnliche Berberstätt ist die Freilegung des Kölner Domes.

Aber das Sündenregister der Löwener Akerise — ich spreche nur vom ästhetischen Sündenregister — ist noch lange nicht erschöpft. Im Chor dieser Kirche hängen zwei Altäre und das Mittelstück von einem dritten. Der dreiflügelige Altar von Roger van der Weyden von Brüssel (1446) ist auf den Außenseiten total zugrunde gegangen, im Innern namentlich auf der Haupttafel mit der Kreuzabnahme stark durchgedunkelt, so daß es schwer hielt, die Einzelheiten zu erkennen. Eine Restaurierung des Bildes wäre vielleicht erwünscht, bevor auch das, was noch zu sehen ist, völlig verschwindet. Von dem prächtigen großen Altarbild des Löwener Meisters Diert Vonts, einer ursprünglich fünfteiligen Komposition, die selbstverständlich so, wie sie der Künstler geschaffen hat, durchaus zusammengehört, haben die Herren Geistlichen die Flügel an das Berliner Museum verschafft, genau, wie es ihre Kollegen von St. Bavo in Gent mit dem Altarwerk der Brüder von Eyck gemacht haben. Man muß solche Altäre wie etwa den Freiburger Hochaltar an dem für ihn von Anfang an bestimmten Platz gesehen haben, um die Barbarei richtig zu tagieren, die sich im Zerreißen eines derartigen Werkes und in der Verbannung vom Ganzen losgelöster Teile in ein Museum offenbart.

Man kann zu keinem vollen Genuß kommen in Löwen. Die Gegenwart legt einen schmutzigen Bewurf über das Gute, das sich aus der Glanzzeit herübergerettet hat. Es wird erzählt, in Löwen habe man um 1800 eine halbe Stunde vor Feierabend die große Glocke läuten müssen, um die Mütter ihre Kinder von der Straße hereinholen zu lassen, weil es wie ein tobender Schwarm durch die Stadt brause, wenn die 30- oder 40 000 Tuchwirker ihre Werkstätten verließen! Heute trägt der Wind höchstens die wimmernden Töne des Glockenspiels von den Kirchtürmen über die Dächer, während drunten ein faules und heruntergekommenes Volk im Fenster oder in der Ladentür gähnt und mit gedankenloser Verehrung oder mit ohnmächtigem Ingrimm den schwarzen Soutanen und den weißen und braunen Kutten nachschaut, die die einzigen Beschäftigten hier zu sein scheinen . . .

Löwen hatte nach seiner industriellen eine wissenschaftlich Blüte erlebt im 15. und 16. Jahrhundert. Als die Weber zu Beginn des 15. Jahrhunderts infolge politischer Streitigkeiten in Massen nach England auswanderten, gründete der Papst 1426 eine geistliche Universitäts dort. „Louvain la Savante“ (das gelehrte Löwen) zog jährlich 5000 bis 6000 Studenten an, Erasmus von Rotterdam und Justus Lipsius haben hier ihre Studien gemacht und gelehrt. Aber wenn sich heute 2300 junge Belgier die Wissenschaft dort von den Jesuiten heibringen lassen, um dann Ärzte und Staatsbeamte zu werden, so ist das weder für Löwen noch für das belgische Volk ein Ruhm. Kunst und Wissenschaft scheinen hier gleichermäßen mißhandelt zu werden.

G. Fieber.

## Das Fieber.

Von Dr. med. Emil Koenig.

Wohl jeder ist schon einmal in seinem Leben von einer fieberhaften Krankheit befallen worden. Wenn es auch gerade keine Lungentzündung oder Typhus war, so hat er sich doch sicher schon einmal irgendwo einen Schnupfen geholt. Auch diese verhältnismäßig harmlose Plage ist von Fiebererscheinungen begleitet, wenn sie auch hier nicht sehr ausgeprägt sind. Die persönliche Bekanntschaft mit dem Fieber kann man also bei jedermann voraussetzen. Und gerade weil diese besondere Verfassung unseres Organismus so allgemein bekannt ist, gebraucht man auch das Wort Fieber so häufig in übertragener Bedeutung. Man spricht von einem Reise-fieber, einem Lampenfieber, einem Würfelfieber u. a. Um minder bekannte Erscheinungen dem Verständnis näher zu bringen, ver-

gleich man sie eben mit einer allgemein bekannten. Noch bis vor hundert Jahren sah man in dem Fieber eine selbständige Krankheit, die allerdings in verschiedenen Formen den Menschen befallen könne. Da war das Wechselfieber, das hitzige Nervenfieber, das Wundfieber, das gelbe Fieber, das Magenfieber u. a. Heute aber wissen wir, daß das Fieber lediglich eine Begleiterscheinung von Krankheiten ist und zwar von Krankheiten einer ganz bestimmten Art. Bei allen Krankheiten nämlich, denen eine Entzündung zugrunde liegt, gerät unser Organismus in eine besondere Verfassung, die eine Reihe von Erscheinungen zeitigt, die wir zusammenschließend als Fieber bezeichnen. Die Entzündungskrankheiten stellen eine ganz besondere Kategorie von Krankheiten dar. Sie unterscheiden sich von den übrigen den „akronischen“ (dauernden) Krankheiten durch ihre meist kurze Dauer. Weiterhin ist auch ihre Entstehungsurache eine besondere; sie sind durchweg Infektionskrankheiten. Wo auch immer im und am Körper eine Entzündung austritt, ist sie allemal durch Eindringen von Kleinlebewesen (Bakterien, Coccen usw.) hervorgerufen. Dabei ist es gleich, ob die Entzündung mehr lokaler Natur ist, wie bei den verschiedenen Katarrhen, den einfachen Furunkel, der Rose, der Lungenentzündung u. a., oder ob sie mehr und allgemein, auf dem Wege der Blut- oder Lymphbahn, im Organismus verbreitet ist, wie beim Wochenbettfieber, der allgemeinen Blutvergiftung, der galoppierenden Schwindsucht u. a. — Die Entzündungskrankheiten zeichnen sich auch dadurch aus, daß sie von einem Menschen auf den anderen übertragen werden können, daß sie ansteckend sind. Die Ansteckungsgefahr ist jedoch nicht bei allen gleich groß. Scharlach und Masern verbreiten sich leichter als Lungenentzündung und Gelenkrheumatismus. Das wesentlichste Merkmal aller Entzündungskrankheiten aber ist die Tatsache, daß sie stets unter Fiebererscheinungen verlaufen, die einen mehr, die anderen weniger, je nach der Art der Infektion und ihrer Ausbreitung im Organismus. Eine Infektionskrankheit gibt es allerdings, bei der gewöhnlich kein Fieber auftritt, das ist die Cholera. Hier sinkt die Temperatur des Körpers sogar weit unter normal herab, und der Kranke befindet sich nicht im „Feuer“, fühlt sich vielmehr kalt an. Diese Ausnahme hat ihren Grund wohl darin, daß der Krankheitsprozeß sich hier weniger im Körpergewebe oder im Blut abspielt als im Darmkanal. Doch sehen wir auch bei der Cholera, besonders wenn sich die Krankheit hinzieht, zuweilen noch ein fieberhaftes Krankheitsbild sich entwickeln, das dann dem des Typhus nicht unähnlich ist. Wohl stellt sich auch bei manchen anderen Vorgängen im Organismus eine Erhöhung der Körperwärme ein, wie z. B. bei gewissen Krämpfen. Dies Fieber ist aber anderer Natur und hat mit dem der Entzündungskrankheiten nur die gesteigerte Eigenwärme des Körpers gemein. Hat nun eine Infektion stattgefunden, so läßt sich der Organismus dieses Eindringens von Fremdlingen nicht ohne weiteres gefallen. Er setzt sich zur Wehr. Nach einer gewissen Zeit werden alle Organe alarmiert, und der Gesamtbetrieb im Organismus beginnt mit Hochdruck zu arbeiten. Die Atmung wird schneller, die Herzstätigkeit beschleunigt und verstärkt, die Pulse steigen, der Stoffwechsel geht energischer vor sich und die Eigenwärme steigt; der Körper glüht im Feuer. Lippen, Zunge und Gaumen werden trocken; brennender Durst stellt sich ein, während eine Abneigung gegen die Aufnahme jeglicher Nahrung, besonders fester Speisen, besteht. Der Körper lebt von seiner eigenen Masse; in erster Linie wird das aufgeschickerte Fett zur Verbrennung herangezogen; der Körper verzehrt sich selbst. Dementsprechend magert der Fiebernde rasch ab. Das Fieber darf also nicht zu lange anhalten, sonst zehrt es zu sehr am Körper. Mit der Masse des Körpers schwinden dann auch seine Kräfte, und gar bald beginnt das wichtigste Organ, das Herz, zu erlahmen, wenn es dem Organismus nicht rechtzeitig gelingt, seine Feinde niederzuzwingen und unschädlich zu machen. Das gibt sich durch Aufhören des Fiebers kund. Ist die Krankheit überwunden, dann folgt auf die Zeit des Hochdrucks im Organismus die des Niederdrucks, die Erschlaffung des Siegers. Doch meist nur für wenige Stunden, die dann von einem tiefen Schlaf begleitet sind. Bald aber kehrt der Betrieb zu seiner Norm zurück, es beginnt die Zeit der Genesung. Aber nicht immer geht aus diesem Kampfe unser Organismus als Sieger hervor. Die Eigenwärme kann bis zu einer solchen Höhe steigen, daß diese ihrerseits lähmend auf die lebenswichtigen Organe wirkt und der Organismus ermattet zusammenbricht. 42 Grad Celsius ist ungefähr die Grenze, bis zu der die Körperwärme sich erheben kann. Auch wenn das Fieber zu lange anhält, wird es dem Körper gefährlich. In beiden Fällen ist dann der Niese den winzigen Zwerge zum Opfer gefallen. Was aber empfindet der Mensch selbst bei diesem Kampfe seines Organismus? — Zunächst beim Auftreten des Fiebers ein Frösteln, Schauern oder gar Schütteln, das um so heftiger ist, je plötzlicher die Krankheit über ihn kommt und je schneller die Körperwärme steigt. Plötzlich zum Ausbruch kommen z. B. die Lungenentzündung und das Wochenbettfieber. In leichten Fällen und bei solchen Krankheiten, die allmählich anheben, macht sich anfangs meist nur ein auffallendes Gähnen bemerkbar, z. B. beim Schnupfen. Dem Kältegefühl folgt dann ein mehr oder weniger starkes Hitzegefühl, das für den Kranken, falls keine besonderen Schmerzen an irgend einer Stelle sich einstellen, gerade nicht besonders unangenehm ist. Entwickelt sich hohes Fieber, so hört auch bald die geregelte

geistige Tätigkeit auf, der Kranke fängt an zu phantastieren; er wird teilnahmslos gegen seine Umgebung und seine eigenen An gelegenheiten; das Bewußtsein ist getrübt. Kommt es zu einer Katastrophe, so wird er sich des großen Schrittes nicht bewußt, oder dieser hat doch die Bedeutung für ihn verloren, die er ihm in ge sunden Tagen stets beigelegt, vor dem er sich gesichert hat. Der scheinbar so schwere Kampf in den letzten Stunden, er wird in erster Linie vom Herz und der Lunge gekämpft; der Geist ist umflort, das Ich fühlt ihn nicht mehr. In dem Fieber haben wir alle so eine Reaktion des Organismus gegen die eindringenden Feinde, die Kleinlebewesen, und ihre verheerende Wirkung zu sehen. Nun beantworten nicht alle menschlichen Körper diese Angriffe in gleich prompter und energischer Weise. Ein Organismus, dessen Organe kräftig entwickelt sind und in gehöriger Weise funktionieren, das heißt wer eine gute Konstitution besitzt, der reagiert schneidiger und energischer als ein Schwächling; er wird auch leichter die Krankheit überwinden. Der selbe Unterschied tritt zwischen dem jugendlichen und dem alternden Körper zutage. Temperaturen über 40 Grad C. sind dort leicht und schnell erreicht, während hier 39 bis 39,5 Grad schon ganz respektable Leistungen sind. Dafür ist aber der Körper im Alter den Infektionskrankheiten überhaupt nur selten ausgesetzt. In seiner Starrheit und Mürbe scheint er einen gewissen Schutz gegen die Schmarozer zu besitzen. Der jugendliche Körper aber ist ganz besonders zur Anstiedelung der Kleinlebewesen geeignet, also für Infektionskrankheiten empfänglich. Sind doch gerade die spezifischen Kinderkrankheiten ausgesprochene Infektionskrankheiten, wie Scharlach, Röteln und Masern. Auch die übrigen selteneren fieberhaften Krankheiten, wie Genickstarre u. a. bevorzugen das kindliche und jugendliche Alter. Gelenkrheumatismus treffen wir selten noch jenseits des 30. Lebensjahres. Der Typhus wagt sich allerdings noch an 40—50jährige. Im allgemeinen kann man sagen: Je älter der Mensch wird, desto weniger ist er fieberhaften Erkrankungen ausgesetzt. Nur die Lungenentzündung bleibt ihm treu bis ins hohe Alter hinauf. Und doch handelt es sich bei dieser Alterslungenentzündung, die so manches schwache Lichtlein ausbläst, nicht um die infektiöse Form, sondern um eine besondere Entzündung, die sich meist aus einem Bronchialkatarrh entwickelt, eine Erscheinung, die auch dem Leben Eduard VII. ein schnelles Ende bereitet hat.

## Kleines feuilleton. Erziehung und Unterricht.

Vom Lispeln der Kinder. Eine recht unangenehme Sprachstörung ist das Lispeln. Bei stark ausgeprägten Fällen wird die Sprache derart geschädigt, daß sie bis zur Unkenntlichkeit entstellt wird. Es ist darum ungemein wichtig, frühzeitig und zweckentsprechend dem Uebel entgegenzutreten. Das Lispeln besteht in einer fehlerhaften Bildung des S-Lautes. Meistens ist der Grund dafür eine falsche Zungenlage. Verschiedene Möglichkeiten können dabei eintreten. 1. Die Zunge wird zu weit von den Zähnen weggezogen und das „S“ klingt zu breit, fast wie sch. 2. Die Zungenspitze bleibt nicht hinter den Zähnen, sondern tritt zwischen diese. 3. Die Zungenspitze legt sich hinter die obere Zahnreihe wie beim „L“ und das S-Geräusch geht über die beiden Seitenränder der Zunge zu den Mundwinkeln heraus, „Seitwärtslispeln“ genannt. Daneben können natürlich auch noch fehlerhafte Kieferbildung und abnorme Zahnstellung die Ursache für das Lispeln abgeben. Von großer Wichtigkeit ist es, bei Bildung und Gewinnung des S-Lautes, daß der Luftstrom auf die Enge, auf die Mitte der unteren Zahnreihe gerichtet wird. Deshalb ist es bei Abstellung des Uebels unbedingt notwendig, daß das Kind dort einen bestimmten Anhaltspunkt sieht, fühlt oder hört. Am besten läßt man darum den Finger an diese Stelle legen und darauf blasen oder aber auch, man nimmt einen Hohlgeschlüssel oder eine Glasröhre und legt sie dorthin, nämlich an die Enge der unteren Zahnreihe. Sobald der Klang, der Eigenklang des Hohlraumes hörbar wird, kann man sicher sein, daß der gesamte Luftstrom auf die Mitte der unteren Zahnreihe gelenkt wird, somit die notwendige Vorbedingung für ein lautreines S vorhanden ist. Reiche Übung wird dann Abhilfe leisten. Mitunter klingt auch, wie vorhin erwähnt, das S zu sehr wie sch. Dann ist die Zungenspitze zu weit hinter den Zähnen. Man versuche, dem Kinde die richtige Zungenlage zu zeigen, einen Spiegel vornehmen zu lassen und zur richtigen Bildung aufzufordern. Nicht selten genügt schon diese einfache Maßnahme zur Abhilfe. Sollte es nicht gelingen, so kann man sich auch eines kleinen Handgriffes bedienen. Man nimmt eine Haarnadel; das eine Ende der Nadel wird rechtwinklig abgeflacht und hinter die untere Zahnreihe gelegt. Das Kind wird aufgefordert, seine Zungenspitze dagegen zu legen; bringt es das nicht selbst fertig, so drückt man mit dem umgebogenen Teil die Zungenspitze abwärts. Der Erfolg ist überraschend. Im Handumdrehen hat man auf diese Art ein scharfes, lautreines S. In gar vielen Fällen bedarf man aber schließlich gar nicht dieser Maßnahmen, dieser Hilfsmittel. Sehr oft genügt auch schon, daß man vorkommenden Falles immer dem lispelnden Kinde das fehlerhaft gesprochene Wort mit scharf markiertem, vielleicht sogar etwas übertriebenem S. vorpricht und es zum korrekten Nachsprechen auffordert. Wie sonst, so führt auch hier Beharrlichkeit meistens zu einem guten Ziel. Dr. G. B.